

(Nachdruck verboten.)

91

## Zimmer Nr. 13.

Von Ernst von Wolzogen.

Madame wechselte Blicke des Einverständnisses mit verschiedenen Gästen, die schon gleich ihr einige Zeit hier wohnen mochten, ehe sie, naserümpfend mir erwiderte: „Wir glauben ja natürlich auch nicht an solchen Unsinn; aber sie erzählten eben hier in der Pension so allerlei Geschichten — es sollen schon öfters Gäste, die eine Nacht in dem Zimmer zugebracht hatten, am anderen Tage fortgezogen sein, weil sie zu furchtbaren Erscheinungen gehabt hatten.“

Die junge Wirthin, die gerade im Saale anwesend war, mochte Unheil fürchten. Sie trat hinter den Stuhl der sächsischen Dame und bat sie, diese Gerüchte doch nicht weiter zu verbreiten, die ja so ganz grundlos wären und ihrem Hause doch schaden könnten bei ängstlichen Leuten.

„Nun ja, ich sage ja auch nichts,“ rief die Dame, gezwungen lachend. „Der Herr da wird sich schon nicht vor dem Gespenst einer alten Jungfer fürchten!“ Und dann, sich an mich wendend: „Es hat sich nämlich vor einiger Zeit eine englische Miß umgebracht, aus unglücklicher Liebe zu einem hiesigen schönen Steinschneider, wie es heißt. An einem Nagel gerade gegenüber dem Bett soll sie sich aufgehängt haben. Und seitdem spukt sie natürlich alle Nacht in Ihrem Zimmer herum. Einige Gäste, die auf Nummer 13 geschlafen haben, sollen erzählt haben, sie hätten deutlich eine Gestalt im Nachtgewande an dem nämlichen Nagel hängen sehen, und dann wäre die Gestalt heruntergehüpft und mit ausgebreiteten Armen auf das Bett zugeschwebt gekommen. 's ist ja natürlich ein krasser Unsinn, die pure Einbildung! Sie werden sich durch so was schon nicht stören lassen, nicht wahr? Na, komm, Camilla, ich wünsche gefegnete Mahlzeit.“

Sie erhob sich, grüßte zufrieden lächelnd, und rauschte mit ihrer Tochter hinaus. Wir anderen folgten alsbald ihrem Beispiel.

Da ich die letzte Nacht, von den weichen Wellen des Mittelmeeres sanft geschaukelt, ganz prächtig geschlafen hatte, so dachte ich vorläufig noch garnicht daran, ins Bett zu gehen. Ich betrat mein unheimliches neues Schlafzimmer nur für einen Augenblick, um mir einen wärmeren Rock für den Abend anzuziehen. Das Zimmer gefiel mir recht gut. Es war hoch und weit und daher auch schön luftig. Der Boden war natürlich auch mit den unvermeidlichen Kacheln belegt, aber kleine Teppiche vor dem Bett, vor dem Sofa und unter dem geräumigen Tisch in der Mitte milderten doch ein wenig den frostigen Eindruck. Auch hier fiel das Licht von der Straße her allein durch die hohe und breite Balkonthür ein, und war von innen durch leicht bewegliche hölzerne Klappladen abzusperrn. Vor den Laden hingen arg geflickte weiße Tüllgardinen. An Möbeln war das Nothwendigste vorhanden — allerdings auch hier wieder jener abscheuliche eiserne Waschtänder — aber in dem hallenähnlichen Raume verloren sich die paar Stücke, ohne ihm ein wohlthätiges Ansehen geben zu können. Auf das, was wir in Deutschland Gemüthlichkeit nennen, muß man ja aber in Italien doch bald verzichten lernen. Ich mußte also schon mit diesem Quartier zufrieden sein. Der Geist der seligen Miß sollte mir die Nachtruhe sicherlich nicht stören. Denn seit ich einmal in meinem Leben einer spiritistischen Sitzung in gläubigem Kreise beigewohnt habe, ist mir jeglicher Respekt vor Geistern abhanden gekommen.

Richtig, da stak ja noch der Nagel in der Wand, an dem die unglücklich Liebende gehangen hatte. Ich mußte auf einen Stuhl steigen und mich auf die Zehenspitzen erheben, um gerade mit den Fingern daran zu reichen. Er saß noch bombenfest. Die Bekwängte muß eine hübsche Länge gehabt haben, um so hoch hinaufzukommen. Dicht unter den Nagel hatte man, wohl um die Stelle zu entfühnen, ein Madonnenbild mit aufgeklebten Goldstücken gehängt. Ganz bernhigt steckte ich mir eine Cigarre an und verließ, nachdem ich die Thür hinter mir abgeschlossen hatte, das Haus, um nun einmal Neapel bei Nacht zu studiren.

Ich muß gesehen, daß Mitternacht längst vorüber war, als ich endlich mein Lager aufsuchte, und daß meine anstrengende nächtliche Studienreise mich genöthigt hatte, ver-

schiedene Stationen zu machen, wobei ich denn dem dem Genuße verschiedener mehr oder minder geistiger Getränke sowie auch zwischen durch einem kleinen Imbiß nicht hatte entgehen können. Man deute ja dieses Gesändniß nicht so, als sei ich etwa betrunken gewesen! O nein, wahrhaftig nicht! Ich war nicht einmal angeheitert, sondern im Gegentheil ziemlich betrübt. Mit beginnendem Kopfschmerz legte ich mich zu Bett, und sobald ich die Augen schloß, hatte ich das Gefühl, mich auf dem Schiffe zu befinden, und zwar bei stark bewegter See — sehr erklärlich übrigens nach einer mehrtägigen Seereise. Ich versuchte vergeblich, mir klar zu machen, daß ich mich hier auf dem festen Lande, in dem schönen Neapel, Santa Lucia Nummer so und so viel, und noch dazu in dem berühmtesten Zimmer Nummer 13 befinde. Dagegen tauchte die „Sunnara“ mit allen Einzelheiten vor mir auf. Ich sah die Offiziere des Schiffes und alle meine Reisegefährten deutlich vor mir. Ja, ich sah sogar ebenso klar wie in den Nächten an Bord durch die Vorhänge meiner Koje hindurch, wie der braune, spindelbeinige Italiener, der mit mir die Kabine getheilt hatte, seinen Gummiträger mittels Nagelbürste und Seife reinigte. Und dann durchlebte ich in unruhigem Halbschlaf eine ganze Sturmnacht mit allen intimen Schrecknissen einer solchen. Nicht allein, daß mir recht bellommen um's Herz wurde, daß ein geheimnißvoller Feind in meinem Innern von Zeit zu Zeit nach meiner Kehle tastete und sie mit immer kräftigerem Griff umspannte, es wurden auch zu meinen Häupten Töne laut, welche mir einen womöglich noch größeren Schrecken einjagten. Ein langgezogenes Stöhnen, ein hohles, banges Röcheln ließ sich, unheimlich vernehmend, dort oben vernehmen. O du himmlische Güte! Wenn der Signorino mit dem Gummiträger nun von seinem erhabenen Lager aus Erleichterung seiner Noth suchte und fand, so durfte ich Unglücklicher es nicht mehr wagen, dem gleichen Orango folgend, meinen Kopf aus der finsternen Zelle hervorzustrecken! Ich fühlte, daß eine Katastrophe auch mir nahe bevorstehe, und die Verzweiflung legte sich kalt wie ein Eisbeutel auf mein Kreuz. Da kam mir ein rettender Gedanke: Umdrehen! den Kopf ans Fußende betten! Das war nun freilich bei der entsetzlichen Schmalheit und Niedrigkeit der Koje nur dadurch zu ermöglichen, daß ich erst einmal ganz heranskroch, ehe ich mich umgekehrt wieder hineinlegte. Aber, was half's? Es mußte gewagt sein! So, ein Bein war draußen, und nun schlug ich mit Anstrengung die Augen auf. . . . Da — was war das? Träumte ich? Nein, ich sah es ganz deutlich, ich hatte ja die Augen weit auf — — — eine graue Gestalt, die sich über mich gebeugt hatte, richtete sich plötzlich auf und huschte lautlos in die Dunkelheit zurück.

Die Kälte aus der Kreuzgegend krabbelte mir wie mit nassen Fingern am Rückgrat hinauf; aber ich wachte doch gewiß und wahrhaftig! Mein linkes Bein hatte ich in der That aus dem Bett heräusgestreckt. Aber ich war mir doch klar, daß dies ein schönes breites italienisches Bett und keine Schiffskoje und dies ein hoher, lustiger Raum und keine sticke Kabine sei. Das andere hatte ich alles geträumt. Dies war die Wirklichkeit, und die graue Gestalt . . . hm, sonderbar!

Ich zog mein Bein wieder unter das Deckbett und ließ mich mit geschlossenen Augen auf das Kissen zurücksinken. Wertwürdigerweise hatte sich das Gefühl der Uebelleit im Erstausnen über diesen neuen Spuk plötzlich verloren; aber die Kälte im Rücken war auch recht unangenehm. Ein paar Minuten mochte ich so gelegen haben — mir begann sogar schon wieder warm zu werden, als ein eigenthümlich modrig duffender und dabei kalter Hauch mein Gesicht streifte.

Ich fuhr in die Höhe, stützte mich auf meine Hände und riß die Augen weit auf. So wahr ich . . . Da huschte wieder die graue Gestalt davon, und diesmal war ihr Verschwinden von einem leise schurrenden Geräusch begleitet, wie wenn man mit der Kante eines Papiers über eine raue Wand wegwischte. In größter Hast tastete ich auf dem Nachttisch herum nach der Pappschachtel mit den Wachstreichhölzchen. Ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß meine Hand zitterte und daß es mir nicht sogleich gelang, ein Kerzchen in Brand zu setzen. Ein halbes Duzend mochte ich wohl vergeudet haben, ehe endlich mein Licht brannte. Mit gespannter Aufmerksamkeit starrte ich rings im Zimmer herum, nach der Decke hinauf, auf den feucht gleiten-

den Boden hinunter, leuchtete unter das Bett — es war alles in Ordnung, nicht ein Schatten von irgend etwas Ungewöhnlichem zu gewahren. Gerade dem Bette gegenüber stand der solide, berühmte Nagel, welchem die liebeskranke Miß ihren jungfräulichen Leib anvertraut hatte, und das Flackerlicht der Kerze spielte auf den Goldsilber des Heiligenbildes darunter. Aus diesem Flackern der Kerze schloß ich auch wohl mit recht, daß der Zug, welcher vorhin mein Gesicht getroffen hatte, von der dem Kopfende des Bettes sehr nahen Thür herkommen müsse, die wie alle italienischen Thüren erbärmlich schlecht schloß. Und der Roderdust? Ja, es wäre weit merkwürdiger gewesen, wenn es in einem neapolitanischen Hause nicht nach etwas geduftet hätte. Ich legte also die geklaberten Erscheinungen meiner kleinen Magenverstimmung zur Last und löschte beruhigt das Licht aus.

Da, in dem Augenblicke, als ich die Steppdecke heraufziehen und die Augen schließen wollte, sah ich... der hölzerne Laden von der Balkonthür schloß nicht ganz dicht und es drang von der Straße her ein Lichtschimmer herein, der immerhin genügte, um die Gegenstände an der gegenüberliegenden Wand einigermaßen erkennbar zu machen — ich sah in diesem schwachen Lichte ganz deutlich da drüben an dem bewußten Nagel eine lange graue Gestalt hängen und langsam hin und herschwingen gleich dem Zweige einer Trauerweide, die ein weicher Westwind bewegt!

Mit einem Ruck saß ich wieder aufrecht im Bett und starrte das Schreckniß an, am ganzen Leibe — wozu es leugnen — von kaltem Entsetzen geschüttelt. Und jetzt... Herr des Himmels, wirklich ganz so, wie es andere Gäste gesehen hatten — jetzt sprang die Gestalt geräuschlos von der Wand herab, bückte sich, lief ein paar Schritte, dicht an die Wand gedrängt und von jenem entsetzlichen wischenden Geräusch begleitet, nach dem Kleiderschrank, in dessen Innerm sie zu verschwinden schien.

Nein, das war keine Täuschung gewesen! Ich war meiner Sache ganz sicher und die fieberhafte Aufregung gab mir den heroischen Entschluß ein, das nichtsnutzige Gespenst dort im Kleiderschrank abzufassen. Wieder tastete ich nach den Wachskerzen — o weh! In meiner zitternden Hast warf ich die Schachtel vom Tisch — da lagen sie auf dem Kachelboden weit zerstreut, mit unheimlich phosphoreszirenden Köpfen. Ich konnte unmöglich Zeit mit Aufsammlern verlieren. Wie ein Wahnsinniger stürzte ich auf den Kleiderschrank zu, mit bloßen Füßen, waffenlos — mit meinen Händen wollte ich das Ding erwürgen, wenn es überhaupt etwas Greifbares war, und wenn nicht, dann sollte es mein furchtloser Blick allein schon in sein Nichts auflösen. Löwenlühn ergriff ich den Schlüssel des Kleiderschranks.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus guter Familie.

Skizze von Dorothee Göbeler.

Ende Juli und Sonntag Abend; leuchtend liegt der kalte Schimmer des elektrischen Lichtes über dem Ausstellungspark in Moabit.

Auf den Wegen und vor dem Orchester unabsehbare Menschenmassen, alle Lebensalter und alle Stände. Elegante Damen im neuesten Modestilbe, einfache Bürgerfrauen im aufgearbeiteten Bratenrod. Halbwüchsige Backfische, zierlich und tänzelnd, Griselten, Gigerln, Flaneure, junge und alte Lebemänner. Und alles eine Lust und ein Leben, ein unentwirrbares Gemisch von Lachen, Flüstern und Aufen, ein Auf und Nieder im Takt der rauschenden Militärmusik und der singenden, sehnienden Zigeunerorgeln.

Papa, Mama und Lucie sitzen am Ufer des Teiches und lassen das bunte Treiben an sich vorüber gleiten. Papa ist noch ganz Kunstgenuss, „Helllichtmalerei, Symbolismus, Farbentechnik“, alle Schlagworte, die er in den Kritiken seiner Leis- und Magenzeitung zusammen gelesen, wirbeln mit und ohne Verständnis zwischen seinen Lippen hervor. — Mama hält es mit der Toilettenfrage: „Organdy ist jetzt das Neueste. Die Ärmel werden immer unförmlicher! Mit solch einem Seidenlah könnten wir Dein Rothbraunes auffrischen, Lucie.“

Lucie antwortet nicht. Sie hat sich hintenüber gelegt und spielt nervös mit den Troddeln des ausgefalteten Sonnenschirms. Ein Zug tödtlicher Langerweile liegt auf ihrem hübschen Gesicht, es sieht fast aus, als ob sie schlief. — Aber sie schläft durchaus nicht. In ihrem Innern gährt es, ein maßloser Groll, eine verbitterte Unzufriedenheit. Worüber? Sie weiß es nicht. Ueber das Leben? Wahrscheinlich. Das Leben ist entsetzlich! Darben und einschränken, einschränken und darben. Aufgearbeitete Kleider und enge Stuben und nur keinen Pfennig mehr ausgeben als Papas

larges Lehrergehalt erlaubt, und jedes Vergnügen zugemessen. — Sie gräbt die spizen weißen Zähne in die Unterlippe.

Ja das Vergnügen, — das ist überhaupt das allerschlimmste. So hinausgehen und unter den Leuten sitzen und alles sehen müssen. Die vornehmen Damen beneidet sie nicht, aber die anderen, die Mädchen aus dem Volke, ja die — sie seufzt leicht. Ja diese kleinen Näherinnen und Ladenmamsellen, die haben es gut. Wie sie da wieder alle hingehen und lachen und schwätzen, und jede hat ihren Liebhaber und kein Mensch fragt, ob es sich paßt und schickt. Sie dagegen — uh!

Die kleinen Hackenstiefel bohren sich fest in den Sand.

„Sagtest Du etwas, Lucie?“

„Ich? Nein Mama.“

Und sie dagegen! Zwanzig Jahre ist sie nun und hat noch nichts vom Leben gehabt, nichts als die paar langweiligen Lehrerkränzchen und die Spaziergänge mit Papa und Mama. Und immer moralisch und sitfam sein und nie hinausdürfen und sich ausleben können! Die kleinen Hände ballen sich unwillkürlich zu Fäusten. — Sie hat es so satt, als gute Tochter an Mamas Seite zu sitzen, ewig bevormundet, abgeschlossen von allem, was Luft und Leben bringt. Sie möchte frei sein, nur einmal los sein von dem Banne des „Es schickt sich nicht“.

Auf was soll sie denn überhaupt warten? Auf den Mann? Bah! — Ein spöttisches Lächeln träufelt ihre Lippen — sie und heirathen — sie, die arme Lehrertochter! Und was dann also? Verblühen, verwelken? alte Jungfer werden? Niemals erfahren was Liebe heißt? O nein — nein!

Und wenn nun der Mann doch noch käme? Was für einer könnte es denn sein? Wieder ein Lehrer, wie der Papa, oder ein Kaufmann, oder ein kleiner Beamter, und das alte Kleid begänne von neuem. Enge Stuben, vier Treppen hoch, und Hausfrau spielen, und Kinderwarten — schrecklich.

Nein, sie hat noch andere Ideale. Sie hat den Liebesrausch gelesen, Tsvotes Liebesrausch, das ist das Leben, von dem sie kosten möchte. So einen haben, mit dem man hinausfährt und dann durch die Wälder streift, oder zu zweien im schaukelnden Boot — oder in stiller Laube — und dann Champagner trinken — und dann nach Haus, und dann — und dann —

Sie wagt nicht auszubedenken. Wüste Bilder tanzen vor ihren Augen. Ihre Pulse fliegen. O dieses Menschengewühl — es macht sie schwindeln! Wenn sie da jetzt hinein könnte, da würde sie ihn finden! Wen? Sie ist sich nicht klar darüber. Jrgend einen, ihn, der sich nie verirren wird in Papas enge Lehrerwohnung, ihn, der auch ihr das Leben bringt! —

Mit einem unheimlich starren Blick folgen ihre großen Augen den Promentrenden, dann zuckt sie plötzlich zusammen. Die Musik ist entsetzlich! — Wie das singt und lockt und schmeichelt durch alle Nerven zieht! — Und diese Blicke, die aus der Menge zu ihr herüberfliegen! Stannende Blicke, listerne Blicke, verlangende Blicke: Hier sitzt du und langweilst dich? Komm doch heraus, bei uns ist die Luft und das Leben, komm doch, genieße, komm! Und dabei hier auf dem Stuhl sitzen müssen, sitfam und bescheiden, als ausländisches junges Mädchen! — Es prickelt ihr in allen Gliedern, ein zorniger Trotz flammt über ihr Gesicht, sie will nicht mehr! —

Nein, sie will nicht mehr. Sie verlangt ihr Recht auf Lebenslust und wenn sie zehnmal aus guter Familie ist. —

„Willst Du fortgehen, Lucie?“

„Noch einmal nach dem Hauptsaal, Mama!“

„Aber, mein Gott, so bleib doch — Du hast ja alles gesehen.“

„Ich bin ja gleich wieder hier, Mama, nur eine Viertelstunde, ich bin vorhin fast garnicht an die Porträts herangekommen.“

„So? Dann lauf nur, aber bleib nicht so lange.“ —

Und nun ist sie frei! — Ihr ganzer Körper reckt sich im Vollgefühl des Freiseins. Es fällt ihr garnicht ein, den Weg nach den Bildersälen einzuschlagen. Langsam schlendert sie mit den Andern dahin. Jeder Zug von Schläfrigkeit ist aus ihrem Gesicht verschwunden. Ihre Augen sind offen und groß und haben einen fordernden Ausdruck angenommen. Sie ist in nichts mehr das sitfame Bürgermädchen. Sie ist die Dirne, die da weiß, daß sie schön ist, das Weib, welches sich feilbietet, um zu genießen, Eva, die erwacht ist, Eva, die ihren Adam sucht.

Und Adam ist da — ihre Blicke begegnen sich in jener stummen Sprache, die sich ohne Worte sofort versteht.

Er hält sich dicht hinter ihr, sie kann seinen heißen Athem fühlen. Sie weiß, daß es nur eines Zeichens, einer einzigen Bewegung bedarf, um ihn zu einer Annäherung zu bringen, rein instinktiv schlägt sie einen dunkleren Seitenpfad ein und richtig, da ist er an ihrer Seite:

„Schöner Abend, Fräulein.“

„Oh — herrlich!“ Ihre braunen Augen blitzen ihn an, sie weiß selbst nicht, woher sie den Muth zu ihrer neuen Rolle nimmt.

„Darf ich Sie begleiten?“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht — aber ich —“ sie bricht ab und greift nach einem Hals, der Boden der kleinen Brücke, auf dem sie stehen, ist naß und schlüpfrig. —

„Oh sieh — beinah wärst Du gefallen!“

Sie steht wie gelähmt, es ist wirklich Mamas Stimme, die es zu ihr spricht, und Mamas Hand, die sie vor dem Ausgleiten schützt. Oh was nun? Sie wirft einen scheuen Blick zur Seite.

Alein der Begleiter ist schon wieder verschwunden und Mama hat offenbar nichts gemerkt, ruhig schiebt sie den Arm unter den

der Tochter: „Es ist nur gut, daß ich Dich noch traf, Lucie, es fiel mir erst nachher ein, Du kannst hier nicht allein gehen, es paßt sich nicht für ein Mädchen aus guter Familie!“

Lucie läßt sie reden. Sie ist wieder ganz geknickt, ganz die Tochter aus anständigem Hause, sittsam und bescheiden mit schläfrig gekenteten Lidern, aber während sie durch den erleuchteten Part den Bilderfällen zuschreitet, flammt durch ihr Hirn nur der eine Gedanke: O, die verwünschte gute Familie! —

## Seidenraupen-Zucht in China.

Zur Zeit des Confucius, im 5. Jahrhundert vor Christi, war die Seidenraupen-Zucht schon ein uralter Gebrauch in China, und es bestand ein Gesetz, wonach jede Familie, welche fünf Acker Landes besaß, dieses mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen hatte, da alle Personen, die ein gewisses Alter erreichten, sich in Seide kleiden mußten. Auch galt die Seide ihrer wärmenden Eigenschaft wegen als Mittel, Frostbeulen zu heilen und jeden vor Erkältung zu bewahren.

Die echte Seidenraupe geht seit uralten Zeiten mit dem Maulbeerbaum vereint durch die Welt; denn die Kultur der einen bedingt die Pflege des anderen. Die Seidenraupen werden in besonderen Häusern verpflegt, um sie vor den Wechselfällen der Witterung zu schützen. Der Wärmegrad muß genau beobachtet werden; er wird durch Sonnenwärme oder kleine Öfen in den Ecken des Zimmers bewerkstelligt. Die Thüren bringt man südlich, nie nach Norden hin an und hängt, um jeden kalten Luftzug zu vermeiden, noch Matten davor. Die Fenster werden mit weißem, durchsichtigen Papier beklebt, dahinter Matten, um das Licht einzulassen, oder abzuschließen, auch als Schutz gegen die Süd- und Ostwinde. Allen Insekten sowie den in China so häufigen Matten und Eidechsen wird das Eindringen verwehrt. Auf Stageren und Simse werden Binsengeflechte gelegt; auf diesen kriechen die Würmer aus. Da es wichtig ist, daß alle zu gleicher Zeit das Licht erblicken, gleichzeitig fressen, wachen, schlafen und sich häuten, so tödtet man alle zu früh auskriechenden und behält nur die, welche haufenweise zugleich da sind. Die Chinesen wählen die Zucht sehr sorgsam nach den Hülsen (Cocons) aus; die zugespitzten, die dichten, feinen und kleinern enthalten die Männchen, die runden und größeren die Weibchen. Die besten Cocons sind klar, etwas durchscheinend, rein und schwer. Sind die Schmetterlinge ausgekrochen, so seht man Männchen und Weibchen paarweise auf ein aus Maulbeer-Rinde gefertigtes Papier und deckt leichte Matten darüber. Nach zwölf Stunden des Weisammenseins nimmt man alle Männchen fort, um den Weibchen Platz zu geben; hier legen sie die Eier, die man vier bis fünf Tage bedeckt hält. Dann wickelt man die Papierbogen, auf welchen die Graains sich befinden, leicht zusammen und hängt sie in dem Zimmer auf. Anfangs Januar taucht man die Graains in leichtes Salzwasser, trocknet sie und wickelt sie dichter zusammen. Einige Züchter legen sie auch einen ganzen Tag in eine Lauge von Maulbeerbaum-Nische und tauchen sie dann schnell in Schneewasser oder hängen sie vierundzwanzig Stunden ins Freie und lassen sie gelinde beregnen oder beschneien. Mit dem Augenblick, wo die Zweige des Maulbeerbaumes Blätter treiben, läßt man die Raupen auskriechen, was man durch die Temperatur verzögern oder beschleunigen kann. Die Chinesen bereiten von den Maulbeerblättern, die sie im Herbst abnehmen und an der Sonne trocknen, ein feines Pulver, das sie in irdene Töpfe dicht verschließen; sobald die Räupchen auskriechen, streuen sie es ihnen als erste Nahrung hin, die ihnen sehr zu munden scheint.

Man schreibt sodann zur Auswahl einer besonderen Wärterin für jedes Zimmer. Ehe sie dasselbe betritt, muß sie sich baden und rein ankleiden; sie darf durchaus keine stark riechende Speise genossen oder berührt haben, da die Raupen sehr empfindlich gegen alle Gerüche sind und leicht danach absterben. Sie muß ferner ein ganz leichtes Kleid ohne Futter tragen, damit sie gleich am eigenen Körper den Wärmegrad des Zimmers beurtheilen und ihren Pflegerinnen als Thermometer dienen kann. Die Chinesen sagen: „Jeder Tag ist für die Raupe ein Jahr mit seinen vier Jahreszeiten; der Morgen ist der Frühling, der Mittag der Sommer, der Abend der Herbst und die Nacht der Winter.“ Gaben die Raupen vor dem Auskriechen Kühle verlangt, so verlangen sie nach demselben große Wärme, die, je nach dem Stadium, in dem sie sich befinden, wechselt. Nach der großen Häutung müssen sie Kühle, beim Spinnen große Wärme haben; bei diesem Geschäft darf sie nichts irritiren und kein Athem, der nach Wein, Salat oder gebratenen Fischen riecht, sie anhauchen; auch ist die tiefste Stille aufs strengste geboten. Die Blätter werden zwei Tage vor dem Gebrauch gesammelt und im Anfang klein geschnitten untergebracht. In den ersten Tagen halten die Raupen stündlich zwei Mahlzeiten, nach und nach beschränkt man sie. Es ist merkwürdig, daß diese Raupen verhältnißmäßig mehr als das größte Säugethier fressen.

In keinem Orte des Orients ist die Seidenzucht bis zu solcher Kulturstufe gediehen, wie in China und Japan; selbst Persien, wo auch viel Seide gewonnen wird, kann mit der chinesischen nicht konkurriren. Die Griechen nannten die Pamphilo von Kos ihre Lehrerin in der Seidenzucht. Nach einer anderen Tradition ließ der Kaiser Justinian die Seidenraupe heimlich durch Mönche, in ausgehöhlten Pilgerstöcken bewahrt, aus Indien kommen und pflanzte

selbst die gleichzeitig von Asien herüber gebrachten Samenkerne des Maulbeerbaumes in Griechenland. Von dorther verbreitete sich die Seidenzucht nach Italien, Frankreich und Spanien. — (Köln. Volks-Zig.)

## Kleines Feuilleton.

— Die Naturveränderungen Californiens unter dem Einflusse des Menschen hat, wie „Prometheus“ mittheilt, H. S. Velt in einer der Californischen Academie eingereichten Arbeit analysirt und einige merkwürdige Wechselbeziehungen dabei nachweisen können. Seit 40 Jahren — so weit reichen die Beobachtungen Wehr's zurück — sind die Giftschlangen bei San Francisco sehr selten geworden, dagegen hat sich eine nächtlich jagende Klapperschlange aufgewiesen, wußt liegenden Anhöhen, wie auf dem Tamalpais und auf den Bergen hinter Oakland und Berkeley vermehrt. Der Grund ist augenscheinlich in der zu gunsten der Geflügelzucht der Ansiedler erfolgten Vertilgung von Adlern, Sperbern, Eulen, sowie in der Austilgung der Reiher zu suchen, die viele Schlangen verzehren. Auffälliger Veränderungen brachten einwandernde Pflanzen. Sehr mißfällig ist den Bewohnern das Verschwinden eines Blütenstrauchs aus der Familie der Rhamneen, der bis 1856 San Francisco mit seinen schönen blauen Blütensträußen umgürtete und jetzt völlig den fremden Beg- und Heckenpflanzen Platz gemacht hat. Auf den Tristen hat ihn die hier ungemein wuchernde Mariendistel aus den Mittelmeerländern verdrängt. Einen gleichfalls erheblichen Verlust für die Schönheit der Landschaft bedeutet das Verschwinden eines Wasserfarus (Azolla caroliniana), welcher die Gewässer und Sümpfe mit einer dichten, smaragdgrünen Decke versah, ähnlich aber schöner als unsere Wasserlinsen sie erzeugen; ein afrikanisches Unkraut *Cotula coronopifolia* hat seine Stelle am Rande der Gewässer eingenommen.

Unter den Insekten ist ein früher sehr häufiger und auffälliger Schmetterling, *Danaus plexippus*, fast ganz verschwunden, weil die Futterpflanze seiner Raupe mit der Trockenlegung der Sümpfe, in denen sie üppig wucherte, selten geworden ist. Dagegen ist der Distelfalter, der wohl unter den Tagsschmetterlingen den vollkommensten Kosmopoliten darstellt, mit der Zunahme seiner Futterpflanzen, der Disteln, sehr häufig geworden. —

### Literarisches.

b. Stram' Amalie: „Konstanze Ring“. Roman. Leipzig. Kollektion Wiegand. 1897. — Das alte Lied ist hier in allen Tonarten gesungen: Erst bricht die Ehe sie, und dann bricht sie die Ehe. Von Fall zu Fall wird die Geschichte komplizirter, zum Schluß sogar romanhaft-zufällig. Beschränkung sich anzuerkennen, versteht die Dichterin nicht; mit ungläublicher Weitschweifigkeit variiert sie ihr Thema, und zeitweise hat man das Gefühl, als läße man langathmige Sitzungsberichte einer Gesellschaft für ethische Kultur. Die Personen sind oft unwahr in der Seelenschilderung und Charakterzeichnung; sie sind eben nur verkörperte Prinzipien, konstruirte Wesen ohne inneres Leben. Die Führung von Rede und Gegenrede ist so gewandt, wie in einem französischen Theaterstück, aber trotzdem ist in dem ganzen Buch auch nicht ein Abschnitt, welcher wirklich packt. —

### Theater.

— Aus dem Schmierleben. Die „Schlesische Dorfzeitung“, welche in W o h l a u erscheint, enthält folgendes Inserat: Theater-Anzeige.

Hierdurch beehre ich mich, einem hochgeehrten Kunstliebenden Publikum von Woblan und Umgegend ergebenst anzuzeigen, daß ich Freitag, den 13. August, im Saale des Herrn Thient, einen kurzen Zyklus von Vorstellungen eröffne. Mein von mir 1867 begründetes Unternehmen hat sich längst einen vorzüglichen Ruf erworben. Strengste Decenz war mir von jeher Hauptbedingung, die Garderobe ist eine überaus elegante und das Ensemble ein abgerundetes. Die Eintrittspreise auf das Allermäßigste normirt.

Von meiner Gesellschaft wird nicht der geringste Kredit beansprucht!

Gachachtungsvoll und ergebenst

Carl Rath,

Schauspiel-Direktor.

Offerten betreffs Wohnungen für meine Mitglieder ersuche Herrn Thient übermitteln zu wollen. —

### Musik.

— Fr. Smetana's Oper „Dalibor“ steht bereits auf dem Spielplan von mehr als zwanzig deutschen Bühnen. Am 4. Oktober wird das Werk als Novität an der Wiener Oper gegeben werden. —

### Erziehung und Unterricht.

— Ueber einen preussischen Schulpalast wird aus dem Dorfe Schönhorst im Kreise Flatow (Westpreußen) berichtet: Die Wände der mit der Inschrift „Volksschule“ versehenen Lehmhütte bestehen aus rohem Lehm und zeigen vielfach tiefe, gähnende Risse. Stroh bildet die Bedachung. In dieser Kathö sind die Schule und die Lehrerverwohnung. Die Schulstube ist so klein, daß 40 Kinder kaum Platz finden können. Daher ist für die 80 Schüler des Dorfes Halbtagunterricht eingeführt. Die Lehrerverwohnung ist eben so klein; sie besteht aus einer Wohnstube und einer Schlafkammer. Hier

wohnt der Lehrer mit Frau und fünf Kindern. Bricht in der Sehm-larthe Feuer aus, so schweben die Bewohner in größter Gefahr, da das Haus nur einen Ausgang hat. Ueber den Bau eines neuen Schulhauses wird schon seit 18 Jahren verhandelt, aber bisher immer ohne Erfolg.

**Physikalisches.**

t. Untersuchungen von Metallarbeiten mit Röntgen'schen Strahlen hat der Franzose Radiguet in einer Reihe von Experimenten angestellt und die Ergebnisse der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgetheilt. Es wurden folgende Metallgegenstände untersucht: ein Aluminiumbarren von 3/2 Zentimetern Durchmesser, ein gewöhnliches Thürschloß mit seinen beiden Schutzplatten, ein gusseisernes Gefäß für das verkleinerte Modell einer Dampfmaschine, ein eiserner Schlüssel, ein Zwanzigfrankstück, ein Stück von einem Ebonitcylinder, eine Bronce-medaille von der Ausstellung 1844, ein Fünffrankstück, eine silberne Taschenuhr, ein Zehnjentimesstück, eine Aluminiummedaille, deren Rückseite vorher abgefeilt war. Die Röntgen-Photographien dieser Gegenstände ergaben folgende interessante Thatfachen: In dem Aluminium-Barren waren genau die Luftblasen zu erkennen, die durch das Strecken des Metalles eine längliche Form angenommen hatten. An dem eisernen Thürschloße waren die inneren Theile zu sehen und ganz deutlich die prismatische Form des Niegels wahrzunehmen. An dem gusseisernen Sockel konnte man die verschiedene Dicks der einzelnen Theile unterscheiden, sowohl an dem Gefäß wie an dem konkaven Theile, das Metall war für die Strahlen genügend durchlässig, um ein unter den Sockel gelegtes Zehnfrankstück als einen schwarzen Fleck sehr deutlich erkennen zu lassen. In dem eisernen Schlüssel sah man die Fehler des Gusses. Von dem goldenen Zwanzigfrankstück waren Theile des Bildes auf der Photographie sichtbar. Von der Bronce-medaille waren Vorderseite und Rückseite gleich deutlich. Die Taschenuhr, aus deren silbernem Gehäuse nur das Glas vorher entfernt war, zeigte alle inneren Theile mit großer Schärfe. Von allen untersuchten Gegenständen gaben nur das Ebonitstück und die Aluminiummedaille kein Bild. Im übrigen sind also die Metalle in den meisten Fällen kein Hinderniß mehr für die Untersuchung mit den Röntgen'schen Strahlen.

**Meteorologisches.**

10. Wetterprognosen für Landwirthe sollten, wie bereits gemeldet, in der Schweiz organisiert werden. Dieser Plan ist im Kanton Waadt zunächst für die Umgebung von Yverdon nimmehr zur Ausführung gebracht. Jeden Abend trifft in dieser Stadt von der meteorologischen Zentralfstation in Zürich ein Telegramm ein, das das wahrscheinliche Wetter für den nächsten Tag auf Grund der barometrischen Beobachtungen und der allgemeinen Witterungslage an den Hauptstationen Europa's anzeigt, wobei die Kenntnisse von der gewöhnlichen Wirkung der allgemeinen Witterungswechsel auf das Klima der Schweiz verwendet werden. Der Inhalt dieses Wettertelegramms wird telephonisch allen Gemeinden mitgeteilt, die darauf abonnirt sind. Jede Gemeinde zahlt nur 10 Franken pro Monat, außerdem können sich benachbarte Gemeinden zu zwei und drei zusammenschließen und sich die Depesche, für die sie dann nur den einfachen Betrag zu zahlen haben, untereinander mittheilen.

**Technisches.**

— Ein eigenartiger Versuch wird jetzt in Lervören bei Brüssel angestellt. Der leitende Ingenieur der Brücken und Landstraßen der Provinz Westflandern, Bierendeel, hat in Lervören eine 31/2 Meter lange metallene Eisenbahnbrücke erbaut und zwar nach einem neuen System. Bisher galt es als feststehend, daß jeder metallene Brückenbau aus einer Reihe von Dreiecken zusammenge-setzt sein muß. Die Brücke in Lervören umfaßt nur Rechtecke, und Bierendeel will jetzt praktisch beweisen, daß sein System, das auf wissenschaftlichen Grundlagen und genauesten Berechnungen beruht, das alte System weit übertrifft. Zu diesem Zweck wird die neu erbaute Brücke, die nach der Berechnung ein Geleise und einen Eisenbahnzug tragen soll, also 150 000 Kilogramm, fortschreitend überladen werden, bis sie zerbricht. Eine Woche hindurch wird sie mit 150 000 Kilogramm beladen; in der folgenden Woche wird die Last verdoppelt, in der dritten Woche wird sie verdreifacht und so fort, bis der Bruch der Brücke erfolgt. Eine aus Ingenieuren zusammengesetzte Kommission wird diese öffentlichen, vom wissenschaftlichen und technischen Gesichtspunkte aus bemerkenswerthen Versuche sorgsam verfolgen, die erforderlichen Feststellungen machen und den Werth der Brücke vom Gesichtspunkte ihrer Stärke, ihrer Festigkeit und Widerstandsfähigkeit aus klarstellen.

**Humoristisches.**

— Neues von Serenissimus. An einem schönen Wintertag sieht Serenissimus gedankenvoll durch's Fenster: „Sagen Sie mal — äh — Kindermann, heute sehr kalt draußen?“ „Ja Besehl, Durchlaucht!“ „Danke sehr, danke sehr! — — — Neh — mein Lieber — wie viel Grade haben wir wohl, mein Lieber?“ „Null Grad!“

„Im, danke! Null Grad. — (Nach einigem Sinnen) ä, lieber — — — „Kindermann, Durchlaucht“ — „Kindermann, ganz richtig! — — lieber — — Kindermann, Sie sagten Null Grad — — Reaumur oder Celsius?“

Serenissimus geht mit seinem getreuen Adjutanten auf einem seiner Güter spazieren und sieht, wie Leute beschäftigt sind, einen Schutthaufen aufzuladen und wegzuführen. Er kommt auf einen der Arbeiter zu und spricht ihn leutselig an:

„M—äh mein lieber, was macht Ihr denn da?“ — „Wir sollen diesen Schutt hier wegführen, Durchlaucht.“

„So — ja — äh — sehr schön! Aber mein Lieber m — äh — finde ich nicht praktisch! Viel Arbeit! M — äh — viel Arbeit! Hättet Ihr neben dem Haufen — äh — ein Loch gegraben und das Zeug hineingeschüttet, so brauchet Ihr — äh — nicht so weit damit zu fahren. M — äh nicht wahr, lieber Kindermann?“

(„Jugend.“)

— Herausgeredet. Im Wirthshaus eines altbayerischen Dorfes stellte der Pfarrer einen fremden Amtsbruder als Diözesan-Bischof vor, um zu erreichen, daß der Wirth ein frisches Faß anzapft. Dieser durchschaut aber die List und bringt abgestandenes Bier. Auf Vorhalt des Pfarrers meint er trocken: „Ja wissen's, Hochwürden, wenn der Bischof zu uns einakimmt, macht all's große Aug'n, sogar 's Bier.“

**Vermischtes vom Tage.**

— Amlich wird gemeldet: Der Verkehr auf der Strecke Weiswasser-Forst wurde mit dem 12. August wieder aufgenommen.

— Aus dem Zuchthause in Ratibor wurde vor einigen Tagen ein Mann entlassen, der vor 27 Jahren als Neunzehnjähriger die Anstalt betreten hatte. Wie mag dem die Welt vorgekommen sein?

— Schweißdick. („Köln. Btg.“) Beim Ausbessern einer Pumpe wurden der Peitschenfabrikant Haner sowie ein Arbeiter einige Einatmens giftiger Erubengase getödtet; zwei Arbeiter wurden schwerkrank heraufgezogen.

— Auch ein Wohlthäter. Ein Görlitzer Hauseigentümer hatte dem Unterstützungskomitee die Meldung gemacht, daß er für die Ueberschwemmten zwei Dessen hergeben wolle. Als man die Dessen abholen wollte, schenkte der „Wohlthäter“ einen Haufen alter Nachen, die man sofort auf den Schutttabladeplatz führen ließ.

— Der Breslauer Magistrat beantragt bei der Stadtverordnetenversammlung 100 000 M. für die Ueberschwemmten in Schlesien zu bewilligen.

— Einen heiteren Zwischenfall erlebten kürzlich mehrere Landshuter Radler, welche eine Fahrt nach Geisenhausen unternahm. Bei der Rückfahrt machte einer die unlieb-same Wahrnehmung, daß er seinen Gürtel, auf dem der Radlergruß „All Heil“ eingestickt war, verloren hatte. Große Aufregung und sofortiges Umkehren waren die Folge. Da kam schweißstriebsend ein Baner gerannt und rief: „Wer von Euch hoast denn All Heil?“ Natürlich großes Hallo und Gelächter.

— In diesem Jahre sind schon mehrere Bären auf Schweizergebiet oder nahe der Grenze auf Tiroler oder italienischem Gelände gesehen und erlegt worden. Unter den wilden Bären der Alpen tritt seit einiger Zeit eine auffallende Degeneration auf. Schuld daran mag, wie ein Schweizer Forstblatt meint, zum theil die Inzucht, in der Hauptsache aber das rübelose Dasein, das der Bär heute führt, tragen; in die wildesten, unwirthlichsten Hochthäler und Bergwälder zurückgedrängt, stets weggejagt, geht er selten mehr zu Fleischnahrung gelangend, geht er in seinem Aeußern stetig zurück und sinkt zur Hühnerhundgröße herab. Es ist wohl möglich, daß der Alpenbär schließlich nicht durch Menschenhand zum Aussterben gebracht wird, sondern durch stete Degeneration verloren geht, indem er keine lebensfähigen Nachkommen mehr hervorbringen kann.

— Durch die Pulverexplosion in Ruffschud sind nach einer Meldung des „N. Wien. Tagebl.“ mehr als 250 Menschen umgekommen. Aus der Donau werden noch täglich Leichen herausgezogen, selbst auf den Feldern fand man zwei Tage nach der Explosion halbverbrannte Leichen von Arbeitern, die in wahllosmüthiger Flucht mit brennenden Kleidern davongestürzt und auf den Feldern todt zusammengebrochen waren.

ce. In Vignanello bei Viterbo (Italien) erstach ein aus dem Gefängniß zurückkehrender Mann seine Frau und verwundete seine Großmutter, seine Schwiegermutter, seine Schwägerin und seinen Vetter in lebensgefährlicher Weise. Auf der Straße verletzte er dann noch alle Personen, die ihm das Messer entreißen wollten, und ergriff die Flucht.

— In London sind zur Zeit Gastbefehle gegen 500 Familienväter ausgestellt, die Frau und Kinder verlassen haben.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 15. August.